



Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

1. Rückblick.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

Sechzehntes Kapitel Der Ausbruch des Krieges

1

In der Kieler Woche des Jahres 1914 sagte mir unser Londoner Botschafter, Fürst Richnowsky, mit dem jetzigen deutschen Flottenbau hätte sich England abgefunden; ein Krieg um unserer Flotte oder unseres Handels willen käme nicht mehr in Frage; das Verhältnis wäre befriedigend, die Annäherung im Wachsen. Er knüpfte hieran die Frage, ob etwa eine neue Flottenvorlage zu erwarten wäre? Meine Antwort lautete: „Wir haben keine mehr nötig.“

Bei derselben Kieler Woche war als Ausdruck gebesserter Beziehungen zum erstenmal seit neunzehn Jahren ein britisches Linienschiffgeschwader unser Gast. Ich hatte englische Offiziere und den großbritannischen Botschafter zum Frühstück an Bord, als die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers eintraf. Zwei Tage später fuhren die englischen Schiffe ab. Ich reiste, wie geplant, am 2. Juli zur Kur nach Tarasp. Jene Nachricht hatte uns alle unheimlich berührt. Man erwartete irgendwelche Sühne für die düstere Tat, infolgedessen auch eine gewisse europäische Spannung. Einen Weltkrieg befürchtete ich nicht. Wer sollte die Verantwortung dafür übernehmen? Auch wiesen unsere militärischen Nachrichten darauf hin, daß, wenn überhaupt, so frühestens für 1916 mit einem Angriffskrieg von Rußland aus zu rechnen wäre. Der Verdacht, daß der Mord in Serajewo mit Wissen des Zaren oder Englands angezettelt wäre, wurde nicht gehegt.

Tägliches Lesen der englischen Zeitungen hatte zusammen mit amtlichen Berichten mich über das Abflauen der Heße und die fortschreitende Entspannung der deutsch-englischen Beziehungen auf dem Laufenden gehalten. Die Grundstimmung freilich, daß man unsere Zurück-

drängung wünschte, hatte sich nicht geändert, und es durfte keinen Augenblick vergessen werden, daß es noch immer englischer Staatsgrundsatz war, den deutschen Einfluß einzudämmen. Aber der Augenblick, uns niederzuschlagen, wurde in England von weiten Kreisen als verpaßt gefühlt. Im Jahr 1897 war die Zerstörung des flottenlosen Deutschen Reiches kaltblütig erörtert worden. Im Jahr 1905 drohte der Zivillord der Admiralität der noch winzigen deutschen Flotte offen mit dem vernichtenden Überfall. Im Jahre 1908/9 begleitete wenigstens eine Flottenpanik, wenn auch keine Drohung mehr, die bosnische Krisis; das Schwert saß schon nicht mehr so locker, der Ton war nicht mehr so überhebend und brutal, aber noch recht erregt gewesen. In der Agadir- und Haldanezeit 1911/12 mischte sich in den feindseligen Ton eine gewisse Selbstbeherrschung und wachsende Vorsicht. Als der letzte Versuch, uns die englische Oberherrschaft, ausgedrückt in dem Flottenverhältnis 2:1, aufzunötigen, 1912 von uns zurückgewiesen worden war, erklärten sich die britischen Minister bald darauf mit unserem Flottenbau im Verhältnis 10:16 zufrieden und zeigten uns in allen Angelegenheiten mehr Rücksicht. Sie gewährten 1912/14 unserer Unterstützung des österreichisch-ungarischen Standpunktes Förderung, wobei unerörtert bleiben soll, inwieweit hierbei die Vertiefung russisch-deutscher Gegensätze als erwünschte Nebenwirkung empfunden wurde. Im Juli 1914 bewies England, wie ich später erfahren habe, anfänglich den Wunsch, um Serbiens willen keinen Weltkrieg zu entfesseln. Hierbei spielte wohl das bei einem Händlervolke besonders starke Bedürfnis mit, den allgemeinen Frieden solange zu erhalten, als das eigene Interesse nicht gefährdet war. Dagegen wäre es falsch, dieses Verhalten als Freundschaft zu Deutschland zu erklären. Jeden unbewachten Augenblick würde England benutzt haben, um das deutsche Volk in den Zustand der Lämmerlichkeit zurückzuführen, aus dem es allein der Staat der Hohenzollern und Bismarcks emporgehoben hatte.

Dabei war durch das Erstarken der russischen Macht die Gefahr eines Weltkriegs im ganzen immer näher gerückt, seit Rußland zur Entente getreten war und unsre in vielem verfehlte Russenpolitik es nicht verstanden hatte, die Spannung zu mildern. Die Rüstungen Rußlands und Frankreichs waren bis an die äußerste Grenze gesteigert worden. In der Begünstigung dieser Kriegsvorbereitungen und der ihnen zu-

grundeliegenden Eroberungsgelüste tritt Englands geschichtliche Schuld unwiderleglich zutage, gerade weil es sich selbst infolge des vermehrten eigenen Kriegsrisikos uns gegenüber vorsichtiger zurückhielt und innerhalb der durch England erzeugten labilen Gesamtlage Europas die gesteigerte Explosivkraft der Entente in gewissem Umfang durch kühlere Besinnung ausglich.

Denn das halbe Jahrhundert friedlichen Wachstums hatte uns zuletzt schwer angreifbar gemacht. Kabinett und öffentliche Meinung Englands fanden es mehr und mehr im eigenen Interesse, uns als besten Kunden am Weltgeschäft teilnehmen zu lassen. Indem sich England an diesen Gedanken mehr gewöhnte, traten auch in Deutschland diejenigen zurück, welche die englische Vormacht als etwas Gottgegebenes, deutsche Macht aber als etwas Ungewohntes und Unerlaubtes empfunden hatten. Auch solche, die sich früher darauf eingestellt hatten, England nur ja nicht durch eine eigene Marine zu „reizen“, begannen angesichts der höflicheren Behandlung des mächtiger gewordenen Deutschen Reiches sich in einem durch eigene Kraft geachteten und geschützten Vaterland wohlzufühlen¹⁾. Wir hatten die unvermeidliche „Gefahrenzone“ des Flottenbaues nahezu durchlaufen und unser Ziel, die friedliche Gleichberechtigung mit England, stand vor seiner Erfüllung.

England befürchtete von uns keinen Angriff. Dafür bürgte ihm unsere ungünstige seestrategische Lage im nassen Dreieck, welche die hohe Schlagkraft unserer Marine nicht aufhob, aber beengte und beim Mangel seekräftiger Verbündeter den Wunsch nach einem Krieg bei keinem verantwortlichen Deutschen erzeugen konnte. Dafür bürgte ebenso das Verhältnis von fünf deutschen zu acht englischen Geschwadern, mit welchem auch wir uns als Endziel zufrieden erklärt hatten, ferner

¹⁾ Die damals überwiegende Auffassung der politischen Kreise hat, wie ich einer Flugschrift entnehme, z. B. der fortschrittliche Abgeordnete Heckscher damals in die Worte gefaßt: „Weshalb ist die Einkreisungspolitik Englands gegen uns aufgegeben? Das danken wir der Schaffung der deutschen Flotte.“ Vgl. auch oben S. 195. Freilich schlug nach deutscher Art die Illusion nun zum entgegengesetzten Extrem um. Statt sich der gewonnenen Stellung und der Sicherung des Friedens zu freuen, berauschte man sich an der Vorstellung, die Einkreisungspolitik wäre mit einem Schlag „aufgegeben“. Diese Übertreibungen nach der einen wie nach der anderen Seite wurden uns zum Verhängnis.

die wohlbekannte Friedensliebe des Kaisers und über alles das hinaus die einfache Grundtatsache unserer Weltstellung, daß wir im Frieden und durch den Frieden gewannen, wie niemals auch im glorreichsten Kriege denkbar war.

England und Deutschland erfuhren beide an sich die Wahrheit des alten Spruches: Si vis pacem, para bellum, den der Deutsche erst nach unglücklichen Jahrhunderten der Selbstvernichtung durch seine großen preußischen Könige begriffen hatte. Handel und Wandel stiegen in beiden Ländern reißend empor; die Wehrlasten wurden spielend getragen und wirkten im vollständigsten Sinne produktiv. Am politischen Horizont zeichnete sich der Zustand wirklichen Gleichgewichts ab.

Die britischen Staatsmänner freilich betonten in ihren Gesprächen mit Deutschen den Umstand nicht, daß es im wesentlichen unsere der Vollendung nahe Risikoflotte in der Nordsee war, was ihre achtungsvolle Tonart bewirkt und die Wahrscheinlichkeit eines britischen Angriffs zurückgedrängt hatte. Sie sprachen begreiflicherweise nur von ihrer eigenen friedfertigen Gesinnung, weniger von den Tatsachen, welche sie verstärkten. Heute sind die Engländer ja froh, daß der Krieg gekommen ist, in dem Sinn, wie mir der amerikanische Botschafter Gerard nach Kriegsausbruch gesagt hat, er begriffe nicht, daß wir den Krieg zuließen, denn in wenigen Jahren hätten wir ja die Engländer auf friedlichem Wege überholt. Aber im Juli 1914 konnten die Engländer doch kaum vermuten, daß unsere Reichsleitung die deutsche Flotte vom Schlagen zurückhalten würde. Sie dachten deshalb nicht leichten Herzens an den Krieg. Die genial aufgebaute Einkreisungspolitik, die das edle Wild Deutschland zu Tode hegen sollte, war dicht davor, an unsrer herangewachsenen Machtstellung zuschanden zu werden.

Soweit ich zur Erhaltung des Friedens in Ehren beigetragen hatte, sah ich mit Befriedigung auf meine Lebensarbeit zurück und fühlte den Abschluß des Flottengesetzes nicht mehr fern, womit ich meinem Nachfolger ein fertiges Werk in die Hände legen könnte. Möchte dieser dann im Kleinkampf der Behörden und des Parlaments an der Ramme stehen; die deutsche Marine hatte im Sinne Stoschs und in meinem Sinne ihr Werk getan, wenn sie durch ihre Kraft den Frieden und die Freiheit auf den Meeren erhielt.

Niemals hat Deutschland im Lauf seiner langen Geschichte mächtiger und von den Größten der Erde gleicher geachtet dagestanden als in jenen Tagen, niemals reicher geblüht. Nach dem Urteil erfahrener Auslandskenner, wie z. B. des Fürsten Bülow in seiner „Deutschen Politik“, waren wir im wesentlichen „über den Berg“ und hatten unser Recht auf Weltgeltung durchgesetzt. Deutsche Kultur und Wirtschaft holten in Ostasien, Afrika, Südamerika, im nahen Orient in vollen Zügen nach, was unsere Geschichte versäumt hatte. Nur noch ein paar Jahre ruhiger, geschickter Führung, und wir waren als Weltvolk nicht mehr zu entwurzeln im Sinn des von Roosevelt 1904 gesprochenen Wortes: „Das Gedeihen eines Volkes hat normalerweise für die anderen Nationen nicht die Bedeutung einer Bedrohung, sondern einer Hoffnung.“ Ein Zufall, der für die Tragik des Weltkriegs in gewissem Sinne symbolisch ist, hat es gefügt, daß unsrem Londoner Botschafter das bereits paraphierte deutsch-englische Kolonialabkommen gerade am Tag der Kriegserklärung zum Unterzeichnen überschiekt wurde.

Die Mißgunst der Ententemächte durfte in keinem Augenblick unterschätzt werden. Aber die Situation war trotzdem für eine deutsche Staatskunst nicht verloren, als im Sommer 1914 die serbische Herausforderung an Österreich geschah. Es mußte nur rechtzeitig und offen gehandelt werden. Ein unmittelbares Ersuchen unseres Kaisers an den Zaren, bei der Sühne mitzuwirken, hätte Erfolg versprochen, mindestens aber unsere politische Lage günstig beeinflusst.

Ein bedrohliches Moment lag, was Deutschland betraf, niemals im Kriegswillen, sondern einzig in der verhängnisvollen Mittelmäßigkeit im Amt befindlicher Politiker.

2

Am 5. Juli 1914 überreichte der österreichische Botschafter ein von Graf Hoyos, dem Kabinettschef des österreichisch-ungarischen Außenministers Grafen Berchtold, überbrachtes Handschreiben des Kaisers Franz Joseph nebst einem schon vor dem Attentat verfaßten Promemoria in Potsdam dem deutschen Kaiser. Darin wurde, wie man mir nach Tarasp meldete, ausgeführt, daß die Fäden der Mordverschwörung nach Belgrad reichten. Die österreichische Regierung werde mit der Forderung nach weitgehendster Genugtuung an Serbien heran-